

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 23.

Elbing, den 28 Januar.

1892.

Diplomaten in der Sommerfrische.

Original-Novelle von Ferd. Schifkorn.

14)

Nachdruck verboten.

In der That war der junge Mann, wie er, die Wangen zorngeröthet, die Zähne aufeinanderpressend, die Muskeln der schlanken Gestalt, wie zum Sprunge gespannt, da saß, ein so ganz anderer, als in seinem sonstigen vornehm lässigen, oder bläseln ironischen Wesen, daß er kaum als derselbe zu erkennen, und die Bewunderung des jungen Mädchens völlig gerechtfertigt war.

Wie von schwerer Last befreit, athmete jetzt auch Hermann auf, und nun trafen sich die Blicke der jungen Leute wie zwei Blitze, die sich am dunklen Himmel kreuzen, und bereint mit doppelter Leuchtkraft die Finsterniß erhellen.

Es war ein einziger Augenblick, doch lange genug, um zwei Menschen erkennen zu lassen, daß sie sich verstanden, daß sie dasselbe fühlten und dachten, und daß diese Gemeinsamkeit etwas unendlich Schönes und Beseligendes sei.

Einen Moment später legte Nelly, mit dem Blicke auf den Rath deutend, den Finger auf den Mund, ein zweiter Blick bezeichnete mit zweifelloser Verständlichkeit eine entfernte Stelle des Gartens, worauf sie die Laube lautlosen Schrittes verließ.

Hermann bedachte sich nicht lange. Er hatte in jenem kurzen Augenblicke seinen kritischen Standpunkt, seine diplomatische Aufgabe, kurz sein ganzes werthes Ich total vergessen, und folgte dem Wink derjenigen, an welcher er eben noch so viel auszusetzen gehabt, mit solcher Eilfertigkeit, daß der Rath erschreckt von seiner Zeitung aufblickte, um nach dem Ereignisse zu forschen, das seinen diplomatischen Bruder zu so stürmischen Ausbrüche veranlassen konnte.

Zerta dagegen, welche nicht nur den Schluß, sondern die ganze stumme Scene zwischen Vetter und Base beobachtet hatte, senkte ihr Auge ebenso rasch auf die Spalten ihres Journals herab, um dem Gatten die Thräne zu verbergen, welche in demselben glänzte, eine Thräne, erpreßt durch eben den Blick innigen Einverständnisses, der Jene so sehr beglückt!

Seltam, Niemand hätte diesem jugendlich rosigem Weibchen, wie es scheinbar in heiterster Stimmung und ganz in das Studium malerischer Faltenwürfe aufgehend, da saß, den tiefen Schmerz angesehen, der in seinem Herzen wühlte, wie denn auch in der That Niemand im Hause, Nelly ausgenommen, nur im Entferntesten ahnte, daß sich unter dem in frühlicher Laune übersprudelnden, flüchtig tändelnden Wesen der jungen Frau eine reiche Gemüthswelt barg, welche gleich einem Schätze unter den flüchtigen Wogen des Meeres nur eines gewaltigen Sturmes bedurfte, um an das Licht des Tages gefördert zu werden.

Zerta war noch nicht volle achtzehn Jahre alt, als sie vor anderthalb Jahren die Frau des Medicinalraths Wernhart wurde. Wie so häufig, hatte sich das junge, auf Schmetterlingsflügeln durch's Leben gaukelnde Mädchen gerade durch die sichere Ruhe und männliche Gelassenheit des bedeutend älteren, ganz seinem Beruf lebenden Arztes angezogen gefühlt, während Letzterer an dem überschäumenden Frohsinn des liebreichen Kindes seine Herzensfreude fand.

Die Harmonie, welche diesem Contraste entsprang, bewährte sich denn auch in dem bisherigen ehelichen Zusammenleben vortrefflich, würde sich wohl auch noch länger bewährt haben, hätte der Rath nicht vergessen, daß selbst die jüngste Frau mit jedem Tage älter wird, und somit in ewiger Tändelei nicht ihre Befriedigung finden kann, oder hätte Zerta es über sich vermocht, ihrem Gatten diese Wandlung ihres Wesens in Erinnerung zu bringen. So hatten sich die Eheleute unbewußt immer weiter von einander entfernt, der Rath glaubte seine junge Frau so zufrieden, als er es selbst war, und räumte mit ängstlicher Sorgfalt jeden Stein aus ihrem Lebenswege, um diese Zufriedenheit zu erhalten; Zerta, des mühelosen Lustwandels überdrüssig, wandte sich äußeren Zerstreuungen zu, zu welchen sie auch die Aufmerksamkeit des Marquis gerechnet.

Dies Alles kam der stillen Beobachterin blitzartig zum Bewußtsein, als Hermann auf Nelly's Wink die Laube verließ; da saß sie allein, unbeachtet und unberücksichtigt neben dem, dessen ganzes Glück sie noch vor wenigen Monaten gewesen. Ja, Tanten Agathe hatte Recht. Der ruhige sichere Besitz hatte das Feuer seiner Liebe verlöscht, und während sie sich selbst mit dem Aufwand aller Toilettenkünste vergeblich

bemühte, dasselbe wieder anzufachen, entbrannte er für eine freche Kuhlerin, denn was anders konnte jene Frau trotz ihres gräflichen Titels sein, welche sich nicht entblödete, ihr Neß nach einem Ehegatten auszuwerfen?

Während Zerta sich aber diesen trüben Gedanken hingab, war auch des Rathes Miene finsterner und finsterner geworden; aus seiner Cigarre strömten Wolken, wie aus den Kanonenschlünden einer Batterie, und seine Finger trommelten einen Manövriermarsch, welcher von Sekunde zu Sekunde an Verbe und Tempo zunahm.

Letzteres, ein sicheres Zeichen von äußerster Gemüthsbewegung bei dem Rathe, erregte endlich auch Zerta's Neugierde; das von Hermann zurückgelassene Blatt ergreifend, suchte sie ungeduldig nach dem Grunde dieser gemeinsamen Aufregung.

Hätte die junge Dame mehr Uebung im Zeitungslesen befaßen, sie würde nicht lange zu suchen gehabt haben. Es war jener verhängnißvolle Sommer 1870, welchen Napoleon III. zur Ausführung der längst vorbereiteten Pläne außersehen, und zwar einige Tage nach jener bekannten Erklärung des Herzogs von Gramont im gesetzgebenden Körper zu Paris, welche wegen der spanischen Throncandidatur eines Hohenzollern den Krieg in Aussicht stellte, welche Erklärung zugleich als Signal für die ganze französische Journalistik galt, dem lange verhaltenen, wenn auch nie ganz unterdrückten Deutschenhaffe die Zügel schießen zu lassen. Allein obgleich dies in einer Weise geschah, welche nicht nur eine grenzenlose Selbstüberschätzung und Unkenntniß der Verhältnisse verrieth, sondern zu eigener unvergänglicher Schmach, in der Absicht, den Patriotismus zu entflammen, die rohesten, bestialischsten Instinkte des Pöbels wachrief, wurden diese Auslassungen des gemeinsten Chauvinismus von den großen deutschen Zeitungen anfangs ignorirt, und es war das erste Mal, daß dieselben kleine Auszüge als Proben der Stimmung jenseits des Rheines brachten, welche übrigens an Deutlichkeit der Absichten eben so wenig zu wünschen übrig ließen, wie an Rohheit.

Zerta war aber, wie gesagt, in den Spalten politischer Journale wenig zu Hause, und wurde daher, bevor sie ihren Zweck erreichte, durch einen gewaltigen Faustschlag auf den Tisch aufgeschreckt, unter welchem Gläser und Tassen wie durch den Stoß eines Erdbebens erklickten.

„Beim Himmel, das ist stark!“ sagte der Rath, den Rest seiner Cigarre wegwerfend, und hastig nach einer frischen greifend. „Und das will an der Spitze der Civilisation marschiren, will Geist und Bildung gepachtet haben?“

„Aber mein Gott, was habt Ihr nur Alle? Ist denn etwas Besonderes vorgefallen?“ fragte jetzt Zerta den erregten Gatten mit verwunderten Augen.

„Ah richtig, Mäuschen, Du weißt ja noch gar nichts von der Geschichte,“ erwiderte der

Rath, die Cigarre in Brand setzend, „na, wird bald der Würhe werth sein, daß Du Dein Köpfschen ebenfalls in die Zeitungen steckst; nun, einstweilen handelt es sich nur um wohlwollende Absichten, nicht um Thaten. Die Herren Franzosen nehmen uns als einen Haufen störriger Schulungen, welche man einfach züchtigen muß, weil sie ihrem Herrn und Meister nicht auf den Wink gehorchten — ha, ha, züchtigen — na, es ist nur gut, daß die Ruthe zu dieser Züchtigung erst geschnitten werden muß.“

„Et nun, die Zeitungsschreiber werden wieder einmal Mangel an Stoff leiden,“ meinte Zerta entschuldigend, „nennst Du nicht selbst den Hochsommer die Blüthezeit des gedruckten Blödsinns?“

„Ja, Kind, aber diesmal ist die Sache zu ernst, um von diesem Standpunkte betrachtet zu werden,“ entgegnete der Rath, „um so mehr, als diese unverschämte Sprache nicht von dunklen Scriblern herrührt, sondern von Journalen ersten Ranges, von der geistigen Elite der französischen Hauptstadt — ah, was haben wir denn da —“

Diese Worte galten einem unter den Zeitungen hervorragenden offenen Briefe, welchen der Rath bisher nicht bemerkt hatte.

„Um, 500 Thaler für Hüte und sonstigen Blunder? Ist ein nettes Stimmchen,“ murmelte der Rath, eine jener von Damenhand geschriebenen Geschäftsrechnungen überfliegend, deren Hieroglyphen den zutreffenden Ehemännern gewöhnlich nur durch die nebenanstehende Ziffer in ihrer ganzen Bedeutung verständlich werden.

„Für fünf Saisonhütchen und eben so viele Saloncoiffüren und Häubchen ist die Summe nicht zu hoch gegriffen, zumal Du selbst wünschest, daß ich bei den fürstlichen Bällen keine Aschenbrödelrolle spiele,“ bemerkte Zerta etwas spitz, da ihrem feinen Gehör das ungalante Verbum „Blunder“ nicht entgangen war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Wie und was Napoleon I. aß.

Zu dieser schon so oft erörterten Frage liefert „Figaro“ einen kleinen, wie es scheint, neuen Beitrag, dem das Folgende entnommen ist: Das Essen war für den großen Eroberer nur eine unvermeidliche Nothwendigkeit. Auf das Frühstück verwendete er 10—12 Minuten, auf das Diner höchstens eine halbe. Ueberdies war dies die Zeit, in der der Kaiser den Conservator der Bibliothek empfing, der ihm über alle neu erschienenen Bücher Vortrag halten mußte. Napoleon aß das Wenige, das er gebrauchte, mit großem Appetit. Eine Vorliebe für besondere Speisen hatte er

nicht. Außer Hammelkeule und Hammelkotelettes waren ihm alle Fleischsorten gleichgültig. Von sämmtlichen Gemüßen schätzte er nur Bohnen, die er am liebsten als Salat aß. Er trank niemals mehr als eine halbe Flasche Wein, die er stark mit Wasser vermischte, das ganz frisch sein mußte, und zwar bevorzugte er Chambertin, der ihm allerorten, auf Elba, in Paris und auf den entferntesten Reisen vorgefetzt werden mußte. Nur selten gestattete er sich ein Glas Champagner. Eine Tasse Kaffee nahm er am Schlusse jeder Mahlzeit. Auch auf Sankt Helena, wo die Tage in träger Ginde dahinklaffen, verschmähte er die Genüsse der Tafel. Sein gewöhnliches Diner bestand hier aus einer Suppe, zwei Fleischschüsseln und einem Gemüse- oder Salatgericht. Weißer Wein mußte den Chambertin ersetzen. Er machte angestrengte Spaziergänge, um sich Appetit zu holen. Niemals beklagte er sich über schlechte Früchte oder schlechtes Gemüse; das Fleisch verschmähte er selbst in ziemlich verdorbenem Zustande nicht.

— **Die Hinterlassenschaft des Generals Boulanger**, deren ärmlicher Bestand zu einigem ernstem Nachdenken wohl Veranlassung giebt, ist vor wenigen Tagen in Paris geordnet und von den Erben angetreten worden. Alle diejenigen, welchen der Verstorbene in seinem Testament die freie Wahl gelassen, sich unter seinen Möbeln, Waffen und Juwelen ein Souvenir auszuwählen, — Baarbestand hatte dieser bekanntlich absolut keinen gelassen, — versammelten sich an einem Vormittage bei dem Notar Fontana, in der Rue Royale. Mehrere von ihnen hatten sich auch durch zweite Personen vertreten lassen, so Henri Rochefort, für den der Parteigenosse Vervoort erschienen war. Herr Fontana erklärte zuerst, daß sich die Erben des Generals Boulanger dahin geeinigt hätten, den letzten Willen desselben, so weit als irgend möglich, auszuführen. Des Weiteren erklärte Herr Fontana, daß der General zwar nicht, trotz seiner diesbezüglichen Bemerkung im Testament, größere Schulden hinterlassen; hingegen das Erbe von einem Passiv belastet werde, das erstens von einem Miethscontracte des zuletzt von ihm bewohnten Hotels, zweitens von Steuern und drittens von einigen kleinen andern Rückständen her stammt, so daß das Passiv sich auf 25,000, das Activ aber, das einzig und allein aus dem Mobilien bestünde, auf 35,000 Franken belaufe. Der Herr Notar hat deshalb die Umstehenden, möglichst bescheiden in ihrer Wahl zu sein. — Die meisten von den Letzteren — das muß

den Freunden des brave général gelassen werden — waren denn auch wirklich bescheiden — sie wählten meist unbedeutende Kleinigkeiten, die der Hingeschiedene täglich im Gebrauch gehabt hatte. Herr Barbier allein nur war etwas anspruchsvoller in seiner Nachlassforderung, er hatte schriftlich um die Uebersendung des großen Gemäldes »Revue du 14. Juillet«, um ein Gobelin-Gemälde aus dem Arbeitskabinet und um ein drittes Werthobject ersucht. Henri Rochefort hatte das Binocle des Generals gewählt, ein Anderer eine Cravattennadel, die auf 15 Franken im Inventar geschätzt worden war, ein Dritter nahm die Weckeruhr, die Boulanger täglich aufgezogen hatte. Die Nichts des Letzteren, Fräulein Griffitt, die den General bis zum Tode gepflegt hatte, begnügte sich mit einigen Familienportraits und mit dem — Revolver, mit dem derjenige, der im Geiste sich einst schon als Herrscher der Franzosen betrachtet, seinem verfehlten Dasein ein so trauriges Ende bereitet hat.

Gesundheitspflege.

† „**Hütet eure Köpfe!**“ so lautete vor hundert Jahren in Frankreich der Warnungsruf, mit dem die Vorsichtigen jene Tollkühnen und Leichtsinrigen daran erinnerten, daß Robespierre und seine Genossen ihre Spione überall hatten, daß so Mancher durch ein unvorsichtiges Wort seinen Kopf der Guillotine überlieferte und daß Herr Samson, der das Köpfen en gros betrieb, sich zur Ausübung seines nicht besonders edlen Handwerks nicht lange nöthigen ließ. „Hütet eure Köpfe!“ so möchten auch wir, wenn auch in etwas anderem Sinne, unseren lieben zivilisirten Menschenbrüdern — oder sagen wir: unsern lieben Menschenbrüdern vom Zivill? — zurufen, und in unserer modernen Zeit haben wir dabei etwas ganz Modernes im Auge — nämlich die Art des Grünsens. Die Frage ist eine brennende geworden, und je mehr das Quecksilber im Thermometer unter den Gefrierpunkt sinkt, desto brennender wird sie. Wie kurz und bündig und praktisch ist die Frage seit undenklichen Zeiten beim Militär gelöst, und mit welcher Ausdauer, die wirklich einer besseren Sache würdig wäre, hängt hier das „Zivil“ am Altbergebrachten, Unklugen und geradezu Gesundheitswidrigen, also Schädlichen. Unsere Art des Grünsens ist unleidlich geworden. Unbekümmert um die Temperaturverhältnisse und um die Temperaturverschiedenheit unter dem Hut

und um den Hut wird die Kopfbedeckung gelüftet, und damit in vielen Fällen ein Schaden angerichtet, der wirklich oft in gar keinem Verhältnisse steht zu dem Respekt, den wir vor dem also Geehrten empfinden. Es ist, als habe sich die Männerwelt die schöne Aufgabe gestellt, sich mit aller Gewalt den Kopf zu erkälten; es mag ja sein, daß bei so Manchem dabei kein edler Theil seines Körpers zu Schaden kommt, aber im Allgemeinen haben wir doch eine ziemlich hohe Meinung vom Werthe des Hauptes für seinen Besitzer, und deshalb rufen wir so laut wir können und wiederholen wir, so oft man es hören mag: Laßt zur Winterszeit das Hutabziehen und grüßt militärisch, besonders die Freunde, die Bekannten, die Gleichgestellten. Wer von ihnen auch dies aus angestammter Liebe zum Alten und Verzopften übel deutet, um den braucht ihr euch nicht zu kümmern. Er beseitigt euch das schmerzhafteste Kopfreiben nicht, er schafft euch die ausgefallene Haarpracht nicht wieder, die ihr leichtsinnig preisgibt. Denn nur die „Mondsüchtigen“, das heißt die eine unstillbare Sehnsucht nach dem Vollmond auf ihrem Haupte empfinden, können die jetzt leider noch übliche Art des Grüßens vertheidigen. In unserem Klima, bei unseren Lebensverhältnissen ist die üppige Fülle des Haupthaares schon an sich äußerst selten; glücklich, wer mit einiger Glaubwürdigkeit versichern kann, daß die lichten Stellen aus der Militärzeit herrühren, und daß man sich die Haare nicht etwa „wegamüßirt“ hat, sondern daß sie „der Helm abgerieben“, wie die mehr oder weniger wahrheitsgemäße Formel lautet. Nicht nur bei Balletvorstellungen im Opernhause, sondern auch bei viel harmloseren Gelegenheiten können wir erkennen, wie die Glaze bei uns grasirt. Vom leisen Ansatz zur Platte bis zum Vollmond, auch „Tanzboden“ oder „Billardfugel“ genannt, ist die ganze Mustertarte vertreten, wo nur eine irgendwie nennenswerthe Anzahl von Herren vereint ist, und in mancher Herrengesellschaft wird es ganz unmöglich, „bunte Reibe zu bilden“, d. h. zwischen zwei Kohlköpfe Einen zu setzen, der noch Haare hat — weil die Zahl der Plattenbesitzer überwiegt. In vielen Kurorten ist es aus Gesundheitsrücksichten den Herren auf der Promenade verboten, zu rauchen, und den Damen, lange Kleiderschleppen zu tragen, die etwa Staub aufwirbeln könnten; in allen diesen Orten ist auch die Mode streng eingeführt und durchgeführt, nur durch Erheben der Hand zum Hutrand, nicht aber durch Lüften des Hutes zu

grüßen. Was dort aus speziellen Rücksichten zur Sommerzeit recht, sollte uns Allen zur harten Winterszeit billig sein. In vielen kleinen und Mittelstädten ist die Reform des Grufes bereits angestrebt und theilweise mit vielem Erfolge durchgeführt worden. In vielen Orten tragen bekanntlich die Anhänger der neuen Grufart ein kleines Erkennungszeichen am Hut, damit man ihre Art nicht als Nachlässigkeit, sondern als wohlüberlegte Absicht denke. Solche Erkennungszeichen, der Weltstadt an sich schon nicht angemessen, halten wir für überflüssig. Gewöhnt euch alle die neue Art des Grufes an, dann brauch't's keiner Kennzeichen für die Einzelnen. An der jetzigen Art haben wirklich nur die Perrückenmacher, die dadurch immer neue Kunden erhalten, ihre Freude, ferner die Aerzte für Kopfleidende und die Fabrikanten „unfehlbarer“ Haar-Erzeugungsmittel, die ganze übrige Menschheit, soweit sie sich zum sogenannten stärkeren Geschlecht rechnet, hat nichts als Verdruß und Schaden davon. Deshalb: Behaltet den Kopf in steter Hut, indem ihr den Hut stets auf dem Kopfe behaltet.

Heiteres.

* [Wißverstanden.] Er: „Ach, wert he Fräulein, Sie tanzen zu schön. Ich möchte in meinem ganzen Leben nur mit Ihnen tanzen!“ — Sie: „Sehr schmeichelhaft, aber jetzt vermag ich es wirklich nicht, ich bin zu erbigt.“ — Er: „Oh, Sie wollen gewiß nicht?“ — Sie: „Ach, der Wille ist schon da, aber das Vermögen fehlt.“ — Er: „Aber Fräulein, wie können Sie denken! Das Ihre genügt mir vollkommen.“

* [Befähigungsnachweis.] Hausfrau (zur neuen Kinderfrau): „Verstehen Sie denn auch mit Kindern umzugehen?“ — Kinderfrau: „Welche Frage, gnädige Frau! Ich bin ja zuletzt siebenunddreißig Jahre bei einem Kinde gewesen!“

* [Boshaft.] „Wie finden Sie meine Verse?“ — Sie lassen auf ein bedeutendes Talent für Prosa schließen.“

* [Zart beigebracht.] Sie: Aber, lieber Mann, weshalb hast Du mir so viel Riechfläschchen zu Weihnachten geschenkt? Er: Für den Fall, daß Du etwa ohnmächtig werden solltest, wenn ich Dir das neue Kleid absolut verweigere.